

PREDIGT ZU GALATER 5,25 – 6,10

- Wermelskirchen-Hünger, 9. September 2018 (15. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

„Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit“ – ein wehmütiger Seufzer durchfährt mich, wenn ich diese alten, schönen Worte lese, höre und singe. Zweifellos: Es wäre wunderbar und tröstlich, so unbekümmert und sorgenfrei leben zu können. Leider aber gelingt es mir nur recht selten und bestenfalls für kurze Zeit. *„Wer nur den lieben Gott lässt walten...“* – das ist für die meisten Fälle des Lebens leichter gesagt als getan, fürchte ich. Denn es gibt ja wahrhaftig genügend Anlass zur Besorgnis, und einen gewissen Pessimismus kann sich kaum verkneifen, wer mit offenen Augen durch die Welt geht.

Neben dem schönen Lied von Georg Neumark haben wir heute morgen noch einen weiteren Text gehört, der uns das Sorgen nehmen will: Das Evangelium aus der Bergpredigt, das uns zu kindlichem Vertrauen ermutigt. Aber trotz so viel gutgemeinter Ermutigung muss ich mir wohl doch eingestehen: Ganz ohne Sorge, ganz unbeschwert und sorgenfrei lässt sich kaum leben, sobald man ein gewisses Alter hinter sich gelassen hat. Dafür bietet das Leben doch wohl zu viele Unwägbarkeiten. Dabei leiden wir ja durchaus selbst unter dieser Spannung. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit liegt mir ja selbst auf der Seele: Ich würde gerne mit vollem Herzen einstimmen, und kann es doch bestenfalls sehr selten.

In diese Spannung, in diesen Zwiespalt zwischen Ermutigung und Verzagttheit, zwischen wollen und nicht-immer-können spricht auch unser Predigtwort heute morgen hinein. Zunächst, wie es scheint, auf einer etwas anderen Ebene, aber in der Tiefe doch verbunden durch ein gemeinsames Thema. Hören wir die Worte des Apostels Paulus aus dem 5. und 6. Kapitel des Galaterbriefes:

„Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln. ²⁶Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden.“

⁶Liebe Brüder, wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid; und sieh auf dich selbst, dass du nicht auch versucht werdest. ²Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. ³Denn wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst [...] ⁷Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten. ⁸Wer auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. ⁹Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen. ¹⁰Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“

„Lasst uns im Geist wandeln!“ – auch das solch ein schöner und hehrer Anspruch, der bisweilen hart gegen die alltägliche Realität prallt. Nicht, dass ich mir das nicht wünsche würde; nicht, dass das nicht einsehen würde! Aber auch hier gilt: Gelingen will mir das nur sehr selten. Und wenn mich nicht alles täuscht, bin ich damit nicht der Einzige. Oder würden Sie von sich sagen, dass Ihnen das immer und jederzeit glückt: Gutmütig zu sein, hilfreich, entgegenkommend und nachsichtig, freundlich und selbstlos? Nicht, dass ich Ihnen da etwas unterstellen wollte, eine schlechten Charakter etwa oder mangelnden guten Willen. Nein, nein, daran liegt es nicht. Es ist nur eine Frage der Ehrlichkeit mit mir selbst, wenn ich mir eingestehe: An meinen guten Vorhaben, an meinen edlen Ansprüchen scheitere ich mindestens so oft, wie sie mir gelingen.

Sich das einzugestehen, ist ja im übrigen nicht das schlechteste. Hier ehrlich zu sein, ist wie in vielen anderen Dingen wenigstens schon mal ein Schritt in die richtige Richtung. Mich nicht besser zu machen, als ich bin, vor mir selbst und vor anderen, das hilft mir dann ja auch, ehrlich nachzufragen, woran das liegen könnte: Dass das mit der Nächstenliebe und dem Leben im Geist nicht immer so leicht von der Hand geht.

Wie gesagt: Ich will hier gar nicht schwarz-weiß malen. Ich bestreite gar nicht, dass es das – Gott sei Dank – immer noch und immer wieder gibt, was Paulus hier als Beispiele anführt: Den Fehler des anderen nicht ausnutzen, sondern ihm/ihr helfen. Selbstlos füreinander dasein. Gutes tun an jedermann. Demütig sein und zurücktreten können, neidlos anerkennen, was anderen gelingt. Und wer ehrlich von sich sagen kann, dass er/sie damit in aller Regel keine Probleme hat, den kann ich – ebenso ehrlich – nur dazu beglückwünschen und ein fröhliches „weiter so!“ zurufen.

Wem es aber so wie mir geht, wer mitunter leidet an der Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, gewolltem und gelebten Leben, den lade ich ein, noch einmal etwas tiefer zu graben und mit mir zu fragen, warum uns das denn oft so schwer fällt. Warum ist es so, dass unter uns Menschen der Neid nicht tot zu kriegen ist? Warum schaffen wir Eitelkeit und Gier nicht aus der Welt? Warum lassen wir Menschen uns allzu oft von Äußerlichkeiten blenden, obwohl wir es doch besser wissen sollten? Warum nutzen wir im Zweifelsfall dann doch den Fehler des anderen aus, statt ihn mit Geduld zu bedecken? Warum rutscht uns doch immer wieder die Häme heraus, wo wir uns doch vorgenommen hatten, beim nächsten Mal gutmütiger zu sein? Warum also immer wieder solche Aufrufe wie der des Paulus, obwohl das alles doch eigentlich ganz selbstverständlich sein sollte?

Ich glaube, dass solchem Verhalten zutiefst eine ganz große Angst zugrunde liegt. Ich glaube, dass unser Verhalten zum Mitmenschen letztlich nur spiegelt, was ich selbst vom Leben erwarte oder eben nicht erwarte. Ich vermute, dass unser Umgang miteinander ein ziemlich genaues Spiegelbild ist davon wie ich finde, dass die Welt mit mir umgeht. Ich habe den Eindruck, dass unser oft verkrampftes, ungnädiges, eitles und selbstsüchtiges Miteinander Zeichen der Angst ist, und zwar der Angst, selbst zu kurz zu kommen. Der Angst, nicht genügend abzukriegen. Der Angst, zu wenig zu haben und zu wenig zu bekommen.

Wer mit Vorliebe auf Kosten anderer lebt, tut das vermutlich, weil er Angst hat, nicht auf seine Kosten zu kommen. Wer dem anderen nicht über den Weg traut, traut vermutlich auch dem Leben selbst nicht allzu viel zu. Wer sich auf Kosten anderer groß macht, fühlt sich vermutlich tief drin-

nen ständig zu klein. Und so übertrage ich meine Sorge, meine Mißgunst, meine Angst vor dem Leben auf mein Verhältnis zum anderen und lasse dort aus, was mir selber fehlt. Traurig ist das, wenn auch sehr menschlich; ehrlich wäre es aber immerhin, an dieser Stelle zu sagen: Ja, stimmt, ein bisschen jedenfalls erkenne ich mich darin wieder: Weil ich mich selbst nicht geliebt fühle, tue ich mich mit der Liebe zum Nächsten so furchtbar schwer.

Und hier bekommen nun die Worte des Evangeliums, die Worte des Psalms und des Liedes wieder ein ganz neues Gewicht: Warum spricht Jesus so freundlich zu den staunenden Menschen, warum fordert er sie nicht einfach auf, sich zu bessern und anders zu leben? Weil er genau weiß: Es ist keine Frage des Willens, sich zu bessern, sondern eine Frage des Vertrauens, des Glaubens! Warum schreibt Paulus seine eindringliche Mahnung zur Nächstenliebe erst ganz am Ende seines Briefes (wie übrigens in allen seinen Briefen)? Weil er vorher kapitellang alles versucht hat, um seinen Galatern klar zu machen: Ihr seid es doch gar nicht, die all das aus eigener Kraft schaffen sollen – der Grundstein ist doch längst gelegt, der Anfang ist doch längst gemacht! Wer hier die Mahnungen und Aufforderung aus dem Zusammenhang reißt und sie den Menschen einfach nur unter die Nase reibt, versündigt sich am Evangelium. Denn das fängt immer mit der unbedingten Zusage an, mit der unerhörten Botschaft: Gott liebt dich! Gott trägt dich – mit all deinem Versagen und deinen Selbstzweifeln. Gott wartet nicht darauf, dich für dein Versagen in die Pfanne zu hauen, sondern will dir aufhelfen und zurechthelfen! Gott bricht nicht in hämische Schadenfreude aus, wenn du mal wieder deinen und seinen Ansprüchen nicht gerecht geworden bist, sondern nimmt dich noch einmal ganz an den Anfang zurück und zeigt dir, dass dein Leben längst von seiner Liebe und Fürsorge getragen ist, in seiner Gnade ruht, bevor du es ahnst oder begreifst.

Der gütige himmlische Vater, von dem Jesus in der Bergpredigt spricht; der Gott des Himmels und der Erde, der sich in Christus unter uns begeben hat, wie Paulus es verkündet, der hat bereits das Wort zu mir gesprochen, das mir zu glauben oft so schwer fällt: Du lebst, weil ich dich liebe; du darfst sein, weil ich dich haben will; du bist mein Kind, ob du es schon begriffen und angenommen hast oder nicht.

Das freilich zu begreifen, das für sich wahr sein zu lassen, das ist ein lebenslanger Lernprozeß. Denn natürlich gibt es immer wieder Situationen im Leben, in denen mir das schwerfällt zu glauben: Dass ich auf einem Fundament der Güte und der Gnade lebe. Das verknüpft diesen Predigtgedanken im übrigen auch noch einmal mit dem Motiv der Taufe von gerade eben. Aber es wird eben auch immer wieder Zeiten geben, in denen das wirklich nicht einfach zu glauben ist. Und auch das ist ein Ausdruck der Ehrlichkeit, sich das einzugestehen. Gleichwohl und dennoch: Es ist letztlich eine Frage der Sichtweise und insofern auch eine bewusste Entscheidung: Will ich das hören, will ich mir das wenigstens mal durch den Kopf gehen lassen, dass Gott es gut mir meint? Bin ich – wenigstens für einen Moment – bereit, es darauf ankommen zu lassen: Dass Gott auch mein guter, himmlischer Vater ist, trotz allem, was manchmal dagegen zu stehen scheint?

Das alles lässt sich natürlich nicht beweisen; das lässt sich niemandem aufdrängen, diese Sichtweise. Und leicht handelt man sich dabei den Einwand ein: Man kann doch Glauben nicht erzwingen; man kann doch Vertrauen nicht befehlen. Und doch kann solch eine veränderte Sichtweise das ganze Leben umkrepeln. Um mal ein Beispiel zu geben: Wer öfter mal mit Teenagern zu tun hat, weiß, dass die in einer bestimmten Phase ihren Eltern nur zu gerne alles Schlechte unterstellen und nichts Gutes zutrauen. Das ist vermutlich schon seit Generationen so und Teil des Entwicklungsprozesses. Für ein paar Jahre sind die Eltern einfach nicht die geeigneten Vorbilder oder Bezugspersonen. Aus meiner Arbeit mit Konfirmanden und Jugendlichen weiß ich aber, dass man mit viel Geduld und anhand ehrlicher Beispiele doch in dem einen oder anderen Fall ein Umdenken bewirken kann und solch ein Teenager dann doch mal ins Nachdenken kommt und einsieht: Eigentlich meinen meine Eltern es ja doch gut mit mir. Ich bin zwar aus Prinzip anderer Meinung als sie, aber ich kann ihnen doch immerhin unterstellen, dass sie das, was sie tun, nicht aus böser Absicht tun, sondern weil sie mir auf meinem Weg helfen wollen. Und manchmal wird dann doch noch eine ganz passable Beziehung aus einer oft kaum erträglichen Situation.

Das ist – wie gesagt – nur ein schwaches Beispiel. Aber es zeigt doch: Es kommt immer auch darauf an, welche Brille ich auf der Nase habe. Und so kommt es eben auch in der Frage des

Glauben und des Vertrauens darauf an, ob ich es wenigstens einmal versuchen will mit dieser Brille, mit dieser Sichtweise: Dass die Welt nicht gegen mich ist, dass das Leben nicht von vorneherein mein Gegner ist, dass Gott es ja vielleicht doch gut mit mir meinen könnte. Dass ich – vielleicht angeregt durch ein Lied wie das, das wir eben gesungen habe – diese Blickrichtung einfach mal ausprobieren: „*Man halte nur ein wenig stille und sei doch in sich selbst vergnügt*“ und: „*Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu. Denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verlässt er nicht.*“ (EG 369)

Dann spüre ich, wie das Leben weniger verkrampft wird, weniger anstrengend und weniger feindlich. Und dann gelingt es mir auch – hier und da, nicht ein für allemal, aber doch immer öfter – den anderen nicht als Feind, sondern als Bruder zu sehen, nicht gegen ihn/sie kämpfen zu müssen, sondern mit ihm/ihr zu leben. Nicht auf meine Kosten kommen zu wollen und darum auch nicht weiter auf seine Kosten leben zu müssen. Dann sind wir ganz unverhofft wieder bei den Worten des Paulus, aber diesmal nicht als strenge, uneinlösbare Pflicht, sondern als ganz selbstverständlicher Ausfluss der Gnade, der ich für mein Leben vertraue. Dann kann ich es tatsächlich noch einmal versuchen mit seinen Worten, mit seiner Herausforderung: Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“. Welches ‚Gesetz Christi‘ ist das? Nun, kein anderes als das eine: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft – und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Das aber ist dem keine lästige Pflicht, der eingesehen hat und es sich gelten lässt: Längst bevor du lieben kannst, hat Gott dich schon zuerst geliebt. Und darum ist all dein Bemühen, all deine ernstgemeinte Anstrengung längst schon aufgehoben in seiner Liebe und Gnade. Und darum kann ich auch mit den Enttäuschungen und mit meinem Versagen in diesen Dingen getrost immer wieder von vorne anfangen, dort wo Gott auf mich wartet und mir sagt: Komm, lass uns noch einmal neu ins Leben gehen!

Denn der Geist, von dem Paulus hier redet, ist ja nicht unser schwacher Antrieb oder meine wankelmütige Stimmung, auf die es ankäme, sondern der Geist Gottes, der Geist Jesu Christi, der längst in uns wohnt und uns trägt und mit ihm

verbindet. Nur deswegen können wir das überhaupt: Im Geist wandeln, das heißt: An der Seite Gottes durchs Leben gehen. Weil er längst mit uns unterwegs ist.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“